

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

4.12.1927 (No. 49)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 49



4. Dez. 1927

Ariz H. Chelius / Der Schaffende und sein Publikum

Bei dem Vortrag, den Oswald Spengler auf der diesjährigen Nietzsche-Tagung in Weimar hielt, klang ein ziemlich pessimistischer Ton hervor über die zukünftigen Hoffnungen unserer geistigen Zukunft. Ob das berechtigt ist oder nicht, darüber will ich nicht streiten; aber werfen wir einmal die Frage auf: Wie ist denn die Stellung des Schaffenden überhaupt im Rahmen unseres gegenwärtigen Geisteslebens? Es will mir scheinen, daß jede Zeit an ihre Schaffenden Anforderungen, Aufgaben stellt, die von diesen in irgend einer Art gelöst werden müssen. Oder drücken wir es anders aus: Jede Zeit enthält eine Fülle von Problemen, die zu gestalten sich der Schaffende als Aufgabe vornehmen muß. Denn nicht das Publikum ist es, das verlangt, sondern die Zeit selbst ist es, die fordert. Daher kommt auch der uralte Zwiespalt, der stets sich zwischen dem Publikum und dem Schaffenden ergibt, denn das erstere kommt mit dem Rüstzeug der Vergangenheit und laßt großartig: Die Kunst soll . . . während der Schaffende darauf gar keine Rücksicht nehmen kann und ihm erwidert: Ich will . . . Diese Gegensätze sind immer dagewesen und nur die jeweilige Spannung zwischen der Kunst und dem realen Leben haben sie halb mehr bald weniger hervortreten lassen und nur in Zeiten des inneren Gleichgewichts verschwinden sie scheinbar, aber diese Zeiten sind auf unserem Planeten selten.

Gewiß: Wenn man sich fragt, was die Gegenwart von ihren Dichtern (und dazu gehören natürlich auch Musiker, Maler und Bildhauer, denn sie dichten ja schließlich auch auf ihre Art mit ihren Mitteln) verlangt, so wird die Antwort ziemlich trostlos ausfallen, denn sie lautet letzten Endes: Nichts! Das ist leider eine unbestreitbare Tatsache, mit der man bei einem sich vorwiegend in mechanischer Arbeit und seelenlosen Vergnügungen aufbrauchenden Geschlechte abfinden muß. Aber der wahre Dichter fragt ja auch gar nicht danach, der schafft, weil er schaffen muß, unbekümmert ob sein Schaffen Beifall oder Mißfall findet. Es soll auch gar nicht gesagt sein, daß alle so sind: ich weiß wohl, daß eine dünne Oberschicht vorhanden ist, die nach den neuen Gaben der Kunst hungert. Aber durch die Umwertung aller Werte ist diese Schicht, die einst führend war, zum geistigen Proletariat degradiert worden und selbst wenn der gute Wille vorhanden ist, ist meistens mehr wie eine ideelle Unterstützung der Kunst nicht möglich. Aber wenn die Verhältnisse in dieser Beziehung auch denkbar ungünstig sind — und eine Besserung ist so schnell nicht zu erwarten, weil die führenden Institute durch ihre Finanzlage dazu gezwungen werden, dem Publikum von heute Konzessionen über Konzessionen zu machen — der wahre Dichter wird unbeirrbar seinen Weg gehen.

Und bliden wir in die Vergangenheit zurück, auf der wir ja nach wie vor aufbauen müssen, so hat der Dichter drei Wege, auf denen er die Masse beeinflussen kann und für sein Volk und seine Zeit führend sein kann: Er kann Gestalter sein, der die Stoffe der Gegenwart oder Vergangenheit in einer neuen Form prägt. Er kann weiterhin ein Mahner sein, der in seinem Kunstwerk irgendwelche Schäden der Zeit aufdeckt oder richtunggebend wirkt, und er kann drittens ein Prophet sein, der über seine Zeit hinausgeht und die Zukunft zu gestalten versucht. Es ist der Nachteil unserer Gegenwart, daß sie den Gestalter allein gelten läßt, den Mahner nicht hören will und den Propheten nicht beifallt.

Nun muß man recht verstehen: Gestalter ist nicht der, der mit photographischer Treue ein Stück Umwelt in seinem Kunstwerk festhält. Das könnte kulturgeschichtlichen oder wissenschaftlichen Wert haben, künstlerischen Wert hat es nicht. Unter „Gestalten“

im künstlerischen Sinne verstehen wir doch, den Sinn eines Geschehens zu begreifen und diese Erkenntnis neu zu formulieren, eine Erkenntnis, die den Sinn des Ganzen oder seinen gesetzmäßigen Ablauf in irgend einer neuen Form plastisch widerspiegelt. Die Einstellung des Dichters der Wirklichkeit gegenüber wird dann die künstlerische Form bestimmen. Nun stehen sich im realen Leben Realismus und Idealismus ununterbrochen im schärfsten Kampfe gegenüber. Diese beiden Gegenpole des täglichen Lebens verweisen sich in der Kunst vollkommen, denn ein Dichter kann ein Idealist vom reinsten Wasser sein und doch realistisch gestalten. Die dichterische Sphäre des Realismus und des Idealismus sind keine Gegensätze, sondern Grundkomponenten in der Schaffenskraft des Dichters. Also realistische Kunst und idealistische Kunst sind keine Werturteile oder Einschätzungen, denn realistische Kunst kann von einem Idealisten stammen wie idealistische Kunst auf recht realer Grundlage erwachsen sein kann.

Unsere schullehrerhafte Klassifizierungssucht ist schuld daran, wenn diese Begriffe heute vielfach durcheinander geworfen und mißbräuchlich angewandt werden. Wir haben uns durch die mit der Mode wechselnde Rubrizierung des künstlerischen Schaffens verleiten, die alle die verschiedenen —ismen in die Welt gesetzt hat, zu sehr daran gewöhnt, die großen Linien aus dem Auge zu verlieren und an kleinen Nebensächlichkeiten kleben zu bleiben. Kunst ist die Schaffung einer neuen Wirklichkeit und es kann uns ganz gleichgültig sein, wie man die Richtung bezeichnet, wenn das Kunstwerk als solches nur einen tieferen Gehalt zu vermitteln vermag. Wenn ein Kunstwerk den Sinn eines Geschehens vermittelt, daß man in der dem Dichter wesenseigenen Form den Kern des Gestalteten zu erkennen vermag, dann hat der Dichter mit seinem Kunstwerk eine neue Realität geschaffen aus idealistischem Schwung heraus. Je nachdem das Werk nun ansieht, wird der Laie, oder sagen wir besser, der Geniekennde, einen Abklatsch der Wirklichkeit zu sehen vermeinen, während der feiner Empfindende den Schwerpunkt auf die neue Form legen wird und durch die Form die Ausdeutung des Sinnes genießt.

Im übrigen ist es ganz charakteristisch für unsere Zeit, daß alle die verschiedenen —ismen durch den Begriff der „neuen Sachlichkeit“ abgelöst werden. Wenn man optimistisch eingestellt ist, kann man daraus den Schluß ziehen, daß die Zeit des Experimentierens jetzt vorüber ist und der Gärung die Klärung folgt. Wir haben zwei Jahrzehnte der Krisenentwicklung hinter uns und der Weg, der mit geistigen Bilanzen gleichsam gepflastert war, führte von Nietzsche über Bedekind zum Expressionismus und zeichnete sich in erster Linie dadurch aus, daß die Kunst das sekundäre Element war, ein ungezügelter Individualismus aber das primäre. Daß die Kunst dabei vielfach ins Artistische ausartete, hat man infolge des Tempos der Zeit vielfach übersehen; man jagte Phantomen nach, die sich allzu schnell in nebelhafter Ferne auflösten, um — anderen Phantomen Platz zu machen. Erst allmählich dämmerte die Erkenntnis, daß dieser Weg nie zum Ziele führen könne, und mit dieser Erkenntnis bricht sich die neue Sachlichkeit Bahn, die das Nebel an der Wurzel auszurotten sich bemüht. Eine neue Sinngebung tritt damit in den Vordergrund und der Kunst fällt nun die Aufgabe zu, bei der notwendigen Neuordnung der ethischen Grundlagen der Gemeinschaft und des Individuums Führer zu sein. Und damit tritt der Dichter, der seither nur Gestalter gewesen war, in ein neues Aufgabenbereich: die Zukunft braucht ihn wieder als Führer, als Mahner.

Das wird nicht von heute auf morgen sich vollziehen, denn wir dürfen nicht vergessen, daß die Harmonie zwischen Körper und Seele nur selten so wenig vorhanden war als in unserer Zeit. Die technischen Probleme werden gelöst, die seelischen vernachlässigt, und die Hypertrophie des Sportes, die wir täglich erleben, ist ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit. Der Mensch hat kapituliert vor der Maschine und der Sport vermag keinen Ausgleich zu schaffen, weil er seelisch nichts zu geben hat und eine neue Sinngabe nicht erfüllen kann. Hier liegt das neue Aufgabefeld des Dichters, in die Presse zu springen und aus der Not der Zeit heraus sich zum Führer aller derer aufzuwerfen, die ringen um einen neuen Sinn des Daseins. Diese Sinngabe zu verkünden, wie er sie individuell erfährt, das sei das Ziel unserer Dichter, und daraus wird die zeitbedingte neue harmonische Lebensgestaltung entspringen, der wir so sehr bedürfen.

Paul Renouanz / Lebendigkeit

Eine unmoderne Laienpredigt

Seit dem 15. und 16. Jahrhundert vollzog sich in der europäischen Menschheit ein intellektueller Abstraktionsprozeß, der alles, was seelisch-geistig ist, ins Unwesenhafte verflüchtigt hat. Eine Gegenüberstellung der Weltanschauung des Abendlandes und der des Orients, besonders Indiens, macht diese Tatsache deutlich. Alles, was dem wissenschaftlichen Europa real, wesentlich, lebendig erscheint, die naturwissenschaftlich erforschbare, greifbare Außenwelt, ist dem Indier „Maga“, d. h. die große Täuschung. Nicht, als ob diese Welt in Wahrheit gar nicht existierte! Gewiß nicht, aber sie täuscht sich selbst als die einzige Wirklichkeit und selbständige Wahrheit vor, die sie nie und nimmer sein kann. Durch diesen Schleier der Sinneswelt hindurch sucht die irdische Seele die den physischen Augen verborgene Welt der Wahrheit, die eine unendliche realere Existenz hat, als die Welt der physischen Dinge das wahrhaben will. Diese sind vielmehr nichts, als Ausfluß und Auswirkung — goethisch gesprochen — das Gleichnis aller jener Kräfte, die als lebendiger, geistig schaubarer Kosmos das Universum durchfluten und die Menschen höheren Entwicklungen entgegen führen.

*

Der moderne Mensch vermag sich Geist nur gebunden zu denken an die uns bekannte physische Materie; eine wesentliche, ichbewusste Existenzmöglichkeit der Seele und des Geistes ohne diese Verbindung erscheint ihm als „Maga“, als die große Illusion. Maga ist ihm der Glaube an andere kosmisch-geistige Hintergründe des Daseins, Maga, der Glaube an eine reale, geistig-göttliche Welt, nicht einer abstrakt ideell gedachten. Und doch, vielleicht gerade deshalb, schwankt der einzig reale Boden, den die Menschheit heute anerkennt; es klingt hohl und brüchig unter den Füßen. Die Welt der äußeren Naturgesetze geht weiter ihren ewig-harmonischen Gang, aber andere Mächte, unerkannte und dennoch unabweisbar wirkliche Kräfte wirken in unser Dasein hinein, unbekannte Gewalten haben die Menschheitspsyche in eine Unruhe und Sehnsucht versetzt, die kein Genüge mehr findet, keinen Frieden und kein Glück in dem Nur-Genießen und Nur-Erkennen der materiellen Außenwelt mehr spürt. Es regt sich die solange verleugnete und „verabstrahierte“, aber urlebendige, urkräftige Realität der Seele! Sie fühlt die unaufhörlichen Verknüpfungen mit einer anderen Welt des Seins, die nicht in erdenfernen Wahngebilden haust, sondern die sich als göttlicher Weltensinn und zwecksetzender Weltwille bis ins Mineral und die Pflanze hinein in unerhörtem, immer neu sich offenbarendem Maß und im seelischen Reflex des Menschen als gärendes Empfinden und ringendes Erkenntnistreben kundgibt.

*

Der menschliche Intellekt hat durch Technik und Zivilisation ein äußerlich kultiviertes höheres Dasein geschaffen; nichts aber hat diese gepriesene technische Kultur zur Erkenntnis, geschweige denn zur Besserung der Seele beigetragen. Sie hat vielmehr dazu geführt, auch die Seele als einen meßbaren Mechanismus zu betrachten, hat sie von Fragen, Problemen und Tatsachen abgezogen, auf denen allein das Wesen des Menschentums beruht: der Mensch ist nicht nur das sichtbare Naturgebilde aus chemischen Stoffen, die durch eine unbekannt „Natur- oder Lebenskraft“ zu-

Zwei Wege stehen dem Dichter zum Ziele offen: Er kann die harmonische Lebensgestaltung im Werk fordern, ohne sie aufzuzeichnen, und die Verwirklichung dem Tatmenschen überlassen. Er kann aber auch, wenn er dazu fähig ist, sich zu seiner höchsten Aufgabe emporschwingen und als Prophet die neue Form verkünden. Ob sich die Form verwirklichen läßt oder nicht, ist für das Kunstwerk gleichgültig, sie muß nur den Schein der Wirklichkeit in sich bergen.

Und so wird die Aufgabe des Dichters immer eine doppelte sein: Er soll Formgeber und Sinngesgeber sein, denn eins ohne das andere ist nicht möglich. Ist er das aber, dann wird er selbst unser heutiges Publikum mitreißen und — wenn es vielleicht auch langsam geht als in früheren Zeiten — bahnbrechend für die neue Lebensgestaltung wirken. Das ist seine Bedeutung für das heutige Geschlecht.

sammengehalten werden — er ist eine geistig reale Wesenheit, die als bewußtes, schöpferisch tätiges Ich — zwar dem leiblichen Auge unsichtbar — als geistig-kosmische Individualität im Universum erscheint und wirkt. Besten Endes handelt es sich heute um diese innerliche Revolution für uns alle, trotz aller scheinbar rein äußerlichen Existenzfragen.

*

Würden wir aus der Tiefe seelischen Selbsterkennens unser eigenes wahres Wesen, unseren Sinn innerhalb der Welt erfassen, wir würden für alle Gebiete unseres Lebens — auch für die verworrenen Verhältnisse der gegenwärtigen Weltwirtschaft — die notwendigen gestaltenden Ideen haben. Denn diese wurzeln nirgendwo sonst als im Geis unserer eigenen Natur. Ich und Außenwelt, Mensch und Natur sind nicht Gegensätze, sondern zueinander geschaffen: Selbsterkenntnis und Welterkenntnis müssen schließlich zu einer Wahrheit führen.

*

Jeder kommt zu diesem Schluß, der sich hingebend öffnet dem Bekenntnis wahrer Geistigkeit und dem Ruf nach Unsterblichkeit, wie er tausendfältig aus dem Herzen Fichtes, Goethes, Luthers, Schillers, Humboldts, Pestalozzis, Jakob Boehmes, Kavalis' und nicht zuletzt Hölderlins ertönt. So lange wir freilich diese Gestalten zu Objekten wissenschaftlicher, literaturhistorischer Forschung machen und nicht betrachten als lebendigste Menschen, lebendiger und religiös wahrer, als die ganze heutige Menschheit zusammengenommen, solange kann auch nicht jene notwendige ehrsüchtige, volle Inflammation erwachen, die zu dem unwiderlegbaren Ergebnis führt, daß in jenen größten Seelen mehr als Phantasie gestaltet, daß sich in ihnen Geistes- und Weltwirklichkeiten von subtilstem Reiz und höchster Feinheit offenbart haben. Diese Wahrheit ist unzersplitterter Begriff, aber sie ist unendlich und kann sich in unendlichen Strahlen äußern. Wer Herz und Blick, wer Liebe und Begeisterung, Hingabe und Sehnsucht welkenweit zu spannen vermag, findet alle wahrhaft fruchtbaren Geister von Platon, Sokrates, Jesus bis zu Meister Eckart, Dante und den obengenannten. Indessen: suchen muß man und schürfen und nicht ermatten. Und, wohlverstanden: die Schätze, von denen hier die Rede ist, sollen ja nicht der Wissenschaft, sondern dem Herzen dienen. Man lese einmal durchdenkend und durchführend in Schillers „Philosophischen Briefen“ die Kapitel über Liebe und Gott und etwa die zweite Hälfte von Ammut und Würde, wo der Freigeist über die leblose Moralphilosophie Kants zur christlichen, einzig wahren Liebesethik vorwärts bringt. Dort stehen herrliche, unbekannt, ewig gültige Worte. Nennen wir an dieser Stelle nur dieses: „Die Liebe allein ist eine freie Empfindung, denn ihre reine Quelle strömt hervor aus dem Sitz der Freiheit, aus unserer göttlichen Natur.“ Und in den „Philosophischen Briefen“ heißt es: „Der Mensch, der es so weit gebracht hat, Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur anzulesen und zu dieser Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebt, so besäße jeder Einzelne die Welt.“

Karl Breisendanz / Altfranzösische Pensionäre im deutschen Kloster

Von lang her dattiert der erprobte Brauch, junge Leute eine fremde Sprache im Land erlernen zu lassen, wo sie gesprochen wird. Einen der wichtigsten und ältesten Belege für diese Sitte haben Briefe des Benediktinerabtes Lupus von Ferrières erhalten, der 841 mit der Leitung des Klosters Beihsehem, an einem Nebenfluß der Seine, betraut wurde. Er, Sohn des Bayern Anselm und der Frankin Frotildis, muß als einer der gelehrtesten Humanisten der Karolingerzeit gelten, wenn schon seiner eigenen literarischen Tätigkeit die große Bedeutung fehlt. Längere Zeit verbrachte er in Fulda, um bei Grabanns Maurus Theologie wissenschaftlich zu studieren und Deutsch zu lernen; aber er scheint es gerade darin nicht weit gebracht zu haben; denn nach seiner

eigenen Aeußerung beherrschte er das Deutsche nicht, so viele Freunde in Deutschland er auch besaß. Das bequeme Medium der lateinischen Gelehrtensprache stand wohl einem energischen Anpacken der germanistischen Studien hinderlich im Weg. Aber vielleicht ließ ihn doch gerade dieser Mangel die Notwendigkeit fühlen, daß junge gebildete Leute die Kenntnis des Deutschen sich aneignen müßten, und so richtet er in einem seiner Briefe an den befreundeten Abt des Eifelklosters Prüm, Markward, im Juli 844 die Bitte: „Den Sohn des Guago, meinen Neffen, Guern Verwandten, und mit ihm zwei andere adlige Knaben, die so Gott will dereinst unserm Kloster durch ihren Dienst nützen sollen, möcht ich zum Erlernen der deutschen Sprache Eurer Heiligkeit zusenden;

für die drei können zwei Erzieher genügen. Laßt uns doch bitte wissen, ob Ihr uns zuzagen könnt, sobald sich die nächste Gelegenheit bietet!" Bitte und Plan verwirklichten sich: im Dezember 846 ersucht Lupus den Prümmer Freund, den Kraben ein Wohlwollen entgegenzubringen, wie er es allen Freunden schenke. Im März 847 waren die drei „Franzosen“ noch im deutschen Kloster. Lupus bittet da in einem Brief um fernere väterliche Freundschaft für sie; sie werde ihn zu großem Dank verpflichten. Einer der Jungen fühlte sich nicht wohl, und Lupus rät dazu: „Vielleicht wird Sparsamkeit im Trinken meinem Neffen das Kopfweh nehmen; falls man ihn dabei ertappt, daß er zu sehr darauf aus ist. Sonst aber wird man ihn der Heilung durch unsern Arzt hier vorbehalten; denn der ist überzeugt, alle Krankheiten, die er ausnahmslos kennt, vertreiben zu können.“ Man möchte daraus schließen, daß man in der Eifelgegend damals keine besonders geschickten Ärzte hatte. Und auch als einige Mönche im Kloster Prüm erkrankten, schickte sie Markward auf dem Weg über Kloster Weiskirchen nach Senones in den Vogesen, wo sich die Benediktiner offenbar besonders gut auf Heilkunde verstanden. Denn Markward beginnt sein Beileitschreiben an den Abt Didon mit den Worten: „Der Ruf Eurer hervorragenden Kunst hat sich durch viele Berichte verbreitet, zu unsern Ohren aber kam er besonders durch die Erzählung des Bruders Mißard. Durch ihn erfahren wir, daß Ihr Hilfsbedürftigen allenthalben die Tore öffnet und den Kranken durch geeignete Heilmittel bleibenden Nutzen schafft.“ Das Band gemeinamen Glaubens gebe ihm die Freiheit, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen: „Denn auch unsere Söhne leiden an körperlichen Beschwerden, die eifrige Ärzte, die wir hier beizogen, nicht vertreiben konnten. So senden wir sie Euch zur Heilung.“ . . . Aus der Tatsache, daß man in Senones jederzeit Kranke aufzunehmen in der Lage war, darf wohl mit Sicherheit auf ein gutes und ausgedehntes Spital oder Sanatorium im Kloster von Senones geschlossen werden, in dem erfahrene, medizinisch geschulte Mönche tätig waren. Die Kur der Prümmer Patienten hatte offenbar auch Erfolg. Wenigstens spricht ein anderer

Brief von der Befundung des einen Kranken, Cigil, der von seinem hartnäckigen Leiden geheilt sei. Woran sie erkrankt waren, läßt sich aus den verschiedenen Briefstellen nicht feststellen. Jedenfalls handelte es sich aber um einen fortgeschrittenen Grad der Erkrankung. Denn Lupus meldet dem Freund in Prüm die Ankunft der Kranken mit der Notiz: „Aber damit sie für ihre Kur die erforderliche Zeit verwenden können, haben wir sie über Gebühr schnell weitergeschickt, doch dazu verpflichtet, bei der Rückkehr ihren Weg über unser Kloster zu nehmen. Denn wir sind wegen ihres Gesundheitszustandes, um ihrer selbst und um Eurer willen, sehr in Sorge.“ Nicht unmöglich wäre es, daß die Prümmer Brüder an einem Lungenleiden erkrankt waren, dem die Luftveränderung Heilung brachte. Diese Krankheit rädte auch Lupus selbst in seinen letzten Jahren heftig an. Als ihn Erzbischof Guentilo einlud, nach Sens zu kommen, wohl seines Leidens wegen, schrieb er ihm 862 notgedrungen ab: „Denn als ich mich vom dauernden harten Kranksein dieses Jahres leidlich erholt hatte, fiel mich plötzlich ein Husten an, der mich am Gehen hinderte und mir fast alle Möglichkeit zu atmen nahm. So kam es, daß ich viel Blut verlor (oder „durch Aderlaß mir entzog“) und sehr schwach wurde. In der Folge wage ich nicht, irgendwohin zu gehn, bis ich mit Hilfe von Ruhe und Medikamenten, oder vielmehr von Gott, wieder ein wenig hergestellt bin.“ Wenn Lupus noch in diesem Jahr das Kloster zu Schiff verließ, so ist das kein Zeugnis für seine Herstellung; vielmehr machten die normännischen Seeräuber durch ihre Streifzüge auch „Bethlehem“ so unsicher, daß Lupus wohl durch sie gezwungen war, wegzugehen. Von den Pensionären aber, die er nach Prüm gegeben hatte, erfährt man nur noch, daß sie ihr Ziel erreichten. Wenigstens bedankt sich Lupus bei Markward, daß die Prümmer ihren Jünglingen die deutsche Sprache beigebracht hätten. . . . und wie nötig diese Kenntnis gerade in unserer Zeit ist, weiß jeder halbwegs helle Kopf! So habt Ihr nicht nur ihnen eine Annehmlichkeit, sondern auch uns allen großen Nutzen gebracht!“

Albert Serrauer

Einer zukünftigen Betrachtung müßte es als eine ganz besonders kraße Ironie der Weltgeschichte erscheinen, wenn das Leben Europas, auftritt endlich zur Gemeinsamkeit großer Menschheitsaufgaben zu gelangen, endgültig aus- und auseinanderklänge in der Disharmonie des Weltkrieges und des auf ihn folgenden, noch absehbaren, weil so abgründig unaufrichtigen sogenannten Friedens. Das Abendland, Träger des Christentums (der Religion der Liebe), unfähig gemacht durch blinden infernalischen Haß, seine Bestimmung zu erfüllen, ja nur zu erkennen und zu bejahen; seine Glieder, die Staaten, allen voran Frankreich, einmal die geliebteste Tochter der Kirche, nahezu unbegrenzte Mittel jeder Art daran wendend, um Haß und Mißtrauen wachzuhalten; Mißste das der Ausklang einer Geschichte sein, die dereinst im finsternen Mittelalter eine Epoche weitgehender europäischer Solidarität gekannt hat, wobei die geistige Führung dem Papst, die weltliche dem deutschen Kaiser zuzustand? Wenn dem so wäre, wenn wirklich das Wort vom Untergang des Abendlandes recht bezielte, so wäre das ein welthistorisches Beispiel kläglichen Verfalls ohne Gleichen und ein Verlust für die Menschheit, dessen Größe kaum ausdenkbar ist. So vieles aber auch heute nur zu laut für die Wahrscheinlichkeit einer solchen Entwicklung spricht, es fehlt nicht an Stimmen, die dem widersprechen. Und diese Stimmen sind durchaus nicht alle bloß Gefühl- und glaubensmäßig unterbaut, sondern sie können sich da und dort auf Tatsachen berufen, die einen aus dem Innersten des europäischen Lebens aufbrechenden neuen Tatwillen verraten.

Eine der stärksten, bedeutungsvollsten dieser Tatsachen ist genannt mit dem Namen Albert Schweitzer, der in der musikalischen wie in der wissenschaftlichen Welt Europas längst einen guten Klang hat. Nur wissen freilich nicht alle, die ihn von seinen philosophischen oder theologischen Werken oder von seiner Bachbiographie oder vom Orgelpult her kennen, auch von allen andern Seiten seiner unerhörten reichen Begabung und Tätigkeit, und überdies bezeugt der entscheidendste Schritt seines Lebens gerade darin, daß er sich auf der Höhe reicher und verdienter Erfolge von all dieser Arbeit ab- und dem Studium der Medizin zuwandte, und dies aus Gründen, die den Fall Schweitzer in doppeltem Sinne zu einer ausgiebigen europäischen Angelegenheit stempeln.

Daß ein Mann in reiferen Jahren noch seinen Beruf wechselt, ist eine zu häufige Erscheinung als daß darin etwas Bemerkenswertes erblickt werden dürfte. Auch daß ein Arzt in der Erwägung, dort besonders recht am Ort zu sein, in die Kolonien geht, kommt wohl, wenn auch schon seltener, vor. Erstausländer wird der Fall dadurch, daß der Mann, um den es sich hier handelt, sich mit 21 Jahren vornimmt, bis zu seinem 30. Jahr seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Reigungen zu leben, und dann einem — zunächst unklar vorstehenden — unmittelbaren Dienste an der Menschheit sich zuzuwenden, und daß er diesem Vorhaben unerschütterlich treu bleibt, trotz glänzender Leistungen und Erfolge. Das für uns (uns Europäer) Bedeutendste aber an der großen Wendung, die den eifässigen Pfarrersohn von der Höhe europäischen Geisteslebens hinaus in das dunkelste Afrika führt als Helfer und Heiler für die armen, hilflos von Krankheit und Schmerz gepeinigten Schwarzen, das ist die Tatsache, daß der Ruf, dem er folgt, nichts mehr und nichts weniger darstellt, als das erwachende Gewissen Europas.

Albert Schweizer

„Eine große Schuld“, so sagt er selber in seinem Buch: Zwischen Wasser und Urwald (Bern 1922); „eine große Schuld lastet auf unserer Kultur. Was haben die Weißen aller Nationen, seitdem die fernern Länder entdeckt sind, mit den Farbigen getan? Was bedeutet es allein, daß so und so viele Völker da, wo die sich mit dem Namen Fein zierende Menschheit hinkam, ausgerottet sind und andere im Aussterben begriffen sind oder stetig zurückgehen? Wer beschreibe die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, die sie im Lauf der Jahrhunderte von den Völkern Europas erduldet? . . . Eine große Schuld lastet auf unserer Kultur. Wir sind gar nicht frei, ob wir an den Menschen draußen Gutes tun wollen oder nicht, sondern wir müssen es. Was wir ihnen Gutes tun, ist nicht Wohlthat, sondern Sühne. . . . Für jeden, der Leid verbreitet, muß einer hinausgehen, der Dille bringt. Und wenn wir alles leisteten, was in unseren Kräften steht, so haben wir nicht ein Tausendstel der Schuld gelöhnt.“

Man kann sagen: mit größerer Klarheit und Deutlichkeit ist noch nie eine gewaltige Aufgabe gesehen und gestellt worden, die ohne jede Einschränkung als eine europäische anerkannt werden muß. Und man wird nicht leugnen wollen, daß schon der bloße, ernsthaft unternommene Versuch, diese Aufgabe gemeinsam zu lösen, unsern alten, in unheiliger Selbstzerfleischung wütenden Kontinent viel sicherer entgiften und einer wirklichen Gemeinschaft weit näher bringen würde, als etwa die so unheilbar unaufrichtige Völkerverbündelung es je vermöchte. Was aber diese Gemeinwesen- weckung in einem noch viel tieferen Sinn als eine europäische Angelegenheit erscheinen läßt, das ist der Umstand, daß hier die Religion Europas sich (endlich wieder einmal) lebendig äußert. Es ist das Christentum, was aus Albert Schweitzers heroischem Selbstopfer spricht; nicht das Christentum irgend einer dogmatisch verhärteten Kirche oder Sekte, sondern ein ungewöhnlich freies, dafür aber um so lebendigeres Christentum persönlich helfender Liebe. Hören wir auch darüber ihn selber: „Die Operation (seines Negers mit eingeklemmtem Bruch) ist vorüber“, so erzählt er in dem schon angeführten Buch. „In der dunklen Schlafbarade überwache ich das Aufwachen des Patienten. Kaum ist er bei Besinnung, so schaut er erstaunt umher und wiederholt fort und fort: Ich habe ja nicht mehr weh, ich habe ja nicht mehr weh. Seine Hand sucht die meine und will sie nicht mehr loslassen. Dann fange ich an, ihm und denen, die dabei sitzen, zu erzählen, daß es der Herr Jesus ist, der dem Doktor und seiner Frau geboten hat, hier an den Ozean zu kommen, und daß weiße Menschen in Europa uns die Mittel geben, um hier für die Kranken zu leben. Durch die Kaffeesträucher hindurch scheint die afrikanische Sonne in die dunkle Hütte. Und wir, Schwarz und Weiß, sitzen untereinander und erleben es: Ihr aber seid alle Brüder.“

Das am tiefsten greifende Lebensmotiv also, das die abend- ländische Welt überhaupt kennt, bildet die Erklärung der Persönlichkeit und des Werks Albert Schweitzers nicht nur, sondern auch ihren in letzten menschlichen Tiefen wurzelnden Wert: Es ist Nachfolge Christi im vollsten und wahrsten und dabei ganz und gar modernen europäischen Sinne. Die Frage, was die Welt, und was vor allem Europa selber zu gewinnen hätte, wenn es sich auf diesen Weg (nicht zurück, sondern vorwärts) fände, braucht nur angedeutet zu werden. Hat doch schon der einzelne, der ihn

als erster mit vollem Klarblick und rücksichtslosem Opfermut ging, fast unmöglich Scheinendes erreicht in den 15 Jahren seines Wirkens.

1913, mit 38 Jahren ging er zum erstenmal nach Afrika. Durch eifrigste Missionäre einer Pariser evangelischen Missionsgesellschaft hatte er von der Not der afrikanischen Eingeborenen gehört. Damals war ihm die bis dahin unklare Art eines unmittelbaren Dienstes an der Menschheit klar geworden. „Das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus schien mir auf uns geredet zu sein. Wir sind der reiche Mann, weil wir durch die Fortschritte der Medizin im Besitz vieler Kenntnisse und Mittel gegen Krankheit und Schmerz sind. . . Draußen in den Kolonien aber sitzt der arme Lazarus, das Volk der Farbigen. . . Unsere Gesellschaft als solche muß die humanitäre Aufgabe als die ihre anerkennen. Es muß die Zeit kommen, wo freiwillige Ärzte, von ihr gesandt und unterstützt, in bedeutender Zahl in die Welt hinausgehen und unter den Eingeborenen Gutes tun. Erst dann haben wir die Verantwortung, die uns als Kulturmenschen den Farbigen gegenüber zufällt, zu erkennen und zu erfüllen begonnen.“ Danach handelt er selber. In fähigem Studium erwirbt er sich die erforderlichen wissenschaftlichen Kenntnisse. Seine Frau lernt Krankenpflege; die fürs nächste nötigen finanziellen Mittel verschafft er sich durch eine Konzertreise als Organist. Dann zieht er hinaus in die Wildnis, wo er als einziger Arzt im Umkreis von 300 Kilometer den Kampf vor allem gegen die Schlafkrankheit aufnimmt. Eine ungemein glückliche Mischung praktisch organisatorischer mit geistigen Fähigkeiten hilft ihm alle

oft ungeheuerlichen Schwierigkeiten überwinden. Er ist nicht nur Arzt, Chirurg und Bakteriologe, sondern gleichzeitig Architekt und Zimmermann, Gärtner und Proviantmeister. Er erstellt ein Lazarett und weitere Bauten, zum Teil eigenhändig, in primitivstem Material und Stil, aber immerhin seinen Zwecken dienend. Der Krieg bringt ihm Gefangenschaft und schwere Krankheit. Kaum wieder frei und hergestellt, geht er zurück und baut alles neu auf. Treue Freunde in der Heimat helfen, so gut sie können, und rufen schließlich weitere Kreise zur Mithilfe auf. Und sein Werk wächst und wächst. Ärzte, Schwestern und andere helfende Kräfte finden sich. Die Bautätigkeit wächst über die anfängliche Primitivität immer mehr hinaus. Zwei Jahre über die Zeit, die es dem Europäer ohne schwere Gefährdung seiner Gesundheit erlaubt ist, am Äquator zu leben, wird der Unermüdbliche durch die dauernde Erweiterung seines Werks dort aufgehalten. 1927 endlich sieht ihn Europa wieder. Es wäre zu wünschen, daß es ihn bei dieser Gelegenheit in weit stärkerem Maß als bisher kennen und anerkennen lernte als entschlossensten Vorkämpfer einer wahrhaftigen Solidarität des Abendlandes, der im Restalten wurzelnden Solidarität der Geseinnung und der Tat. Wir Deutsche aber haben allen Grund, stolz zu sein auf diesen Sohn unseres Volkes, der dem Kontinent den Weg weist aus der Däm- und Lügenatmosphäre der Gegenwart hinaus, in dem er als echter Christ, nicht wie die Herrschenden in Genf oder Locarno, nur sagt „Abba lieber Vater“, sondern wirklich aus aller seiner Kraft heraus „den Willen tut des Vaters im Himmel“.

Noland Betsch / Zahlen in der Nacht

Ich habe zwei Menschen getötet. Nie vordem habe ich Aehnliches erlebt. Das kam so: Edgar hat das große Bergrennen gewonnen. Es war sicher, daß er das Rennen machen würde. Sein 140pferdiger Wagen, gekuppelt mit seinem fabelhaften Können, waren nicht zu schlagen.

Abends war Festbankett mit Tanz. Ich warf mich in den Frack, Bianca zuliebe. Bianca war keine Dirne, bei Gott nicht! Sie war ein vulkanartiges Geschöpf, ein wenig wild veranlagt, schwarzes Kind des Augenblicks. Bianca war eine von jenen, die es plötzlich anfliegt. Irgend etwas flog sie an und dann war sie verloren. Es gibt eine solche Klasse. Ein Unding für mich, daß ich Bianca kennen gelernt hatte, daß ich sie liebte. Verschrobener Unsinn. Ohrfeige des Zufalls. Aber ich liebte sie tief, ich kann mir nicht helfen!

Um zehn Uhr abends ging ich hinauf in mein Hotelzimmer, um einen Sportbericht zu schreiben. Edgar war mir gefolgt, stand vorm Schreibtisch und fraß Zigarettenrauch. Er war merkwürdig still.

„Hör mal“, sagte ich gefaßt, „es gibt genug Frauen unten. Sehr viel schöne Frauen habe ich gesehen. Laß mir Bianca! Die Hände von Bianca, hörst du?“

Er lachte und ging. Ich sehe ihn nicht wieder, dachte ich.

Ich schrieb. Um elf Uhr kam Bianca. Rot überhaucht. Flackernd. Ein einziger Brand.

„Ich bin müde!“ log sie und versuchte zu gähnen, „ich möchte schlafen gehen“. — Sie ist gut, dachte ich mit mehr Bärtlichkeit, aber sie ist ein Vulkan. Sie küßte mich und ging schlafen. Eine unsägliche Leere blieb zurück. Diese Leere lag wie Sausen im Zimmer. An der Wand hing eine uralte holzgeschnitzte Uhr. Kurioses Stück Heimarbeit. Sie tickte laut und hölzern. Bäck, bäck, bäck! tickte das Monstrum.

Ich schrieb. Edgar hatte die Startnummer 48. Deutlich sah ich die Zahl aus dem Dunkel der Zimmerecke treten. Edoar fuhr fabelhaft! Mit 180 Kilometer und Vollgas ging er in die Haarnadelkurve. Erstauslich! Ihr hättet Edgar sehen sollen!

Was wollte ich sagen? Richtig: um 1 Uhr, genau um 1 Uhr, hatte ich den Einfall, nach Bianca zu schauen. Ich ging über den dumpfen Korridor nach ihrem Zimmer. Ich öffnete und fand es leer. Bett unberührt. Aber es roch nach ihr. Wundervoll roch es nach ihr.

Sie ist mit Edgar auf und davon, dachte ich, ging traurig zurück und setzte mich an den Schreibtisch. Sah lange und grübelte. Grübelte immerfort. Bäck, bäck, bäck! das Monstrum.

Mir fiel ein, ich könne eine Geschichte schreiben. Das Blut vom Herzen wischen. Geschichte für ein Boulevardblatt. Mit Automobil, Nacht, Scheinwerfer und Zweikampf um das Tierchen. Ich hatte ja ein Thema. Edgar und Bianca auf tollkühner Flucht. Gebirgsnacht. 240 Kilometertempo. Achtzylinder-Kompressor. Ich hatte ja ein Thema, das mir freudig am Herzen lag. Fina also an. Durchließ in Gedanken den Weg, den die beiden in Wirklichkeit wohl machen würden. Die Paß-Strafe hoch, immer Serpentinien, immer weiter und höher. Er und sie. Sie und er, eng aneinandergeschmiegt.

O, mir kroch es die Kehle heraus. Ich wollte ersticken an Bildern und Vorstellungen. Ich wühlte mich in meine Dual.

Da hatte ich einen grausamen Wunsch. Man versuche, die Tiefe dieses Wunsches zu verstehen, dann wird man alles begreiflich finden. Ich versank in ein Chaos bei der Inbrunst dieses Wunsches. Da geschah das Seltsame. Die alte Uhr blieb stehen! Plötzlich tickte das Monstrum nicht mehr. Würgende Stille. Ich sah nach dem Zifferblatt.

2 Uhr 17.

Im gleichen Augenblick öffnete sich die Tür und Edoar trat herein. Er trug noch seine Startnummer. Deutlich, wie von einem Blendlicht beleuchtet, las ich: 48.

„Komm!“ sprach er heiser, „Bianka ist tot!“

Ich wollte fragen, aber ein Strich lag um meinen Hals. Ich folgte wie eine Kreatur ohne Willen. Unten stand sein Rennwagen. O, dieser weiße Rennwagen mit den furchtbaren Scheinwerfern! Startnummer 48.

Wir rasten die Paß-Strafe hinauf. Nie habe ich solche Fahrt erlebt. Edgar löste sich in Geschwindigkeit auf. Die Kurven wippen wie Kreisel. Auf dem Tachometer las ich die Zahl 241. Nicht zu glauben! Mein Hirn schwamm. Ich zerfloß in meine Bestandteile.

Einmal, ich weiß es deutlich, einmal rief ich qualvoll: Bianca! Da sah ich grelles Licht. Das Licht stieß auf einen Kilometerstein, wie sie weiß gestrichen am Rand der Serpentinstraße stehen. Kilometer 74. Ich wollte an Edgar eine Frage richten, da sah ich erst, daß ich allein war und auf der Straße stand. Wo war das Auto? Wo Edgar? Kilometerstein 74, dachte ich und suchte nach Klarheit.

Licht fraß sich in den Rachen der Nacht. Dem Schein gina ich nach und fand am Rand der Straße, von rückwärts furchtbar gegen die Felsen geschleudert, Edgars Rennwagen. Die beiden Scheinwerfer brannten. Der Motor raute. Grauenhaft zertrümmert lag der Wagen, aber der Motor war lebendig, die gefräsierten Lichter- augen brannten.

Ich ging auf das Grauen zu. Mitten unter den Trümmern lagen Edgar und Bianca. Beide tot. Bärtlich zusammengeschmiegt im Verlöblichen. Von Blut rot überströmt. Kräftig überzogen. Edgars Hirn trat hervor wie eine Schlange. Glasige Augen stierten, im Entsetzen versteinert. Ihr Kopf lag an seinem Kopf. Der Mund war offen, die Zunge floß heraus, als wollte sie das rin- nende Blut von seiner Wange küssen.

Mein Wunsch! zuckte es durch mein Denken, mein furchtbarer Wunsch! Ich war merkwürdig fest und gefaßt. Ich war grausam zufrieden. Schaute mich um, fast wie eine Gerichtsperson. Mein Blick fiel auf die Borduhr. Sie war zertrümmert und im Augenblick des Unglücks stehen geblieben.

2 Uhr 17, las ich. Bäck, bäck, bäck, glaubte ich zu hören. Ich habe euch getötet, sprach ich mit satter Stimme. Plötzlich packte mich das Uebermenschliche dieses Anblicks. Ich schrie in die Nacht. Schrie!! — — —

— Und fand mich am Schreibtisch sitzend, den Füllfederhalter in der Hand. Der Morgen graute. Ich hatte nicht geschlafen, nein, ich hatte bestimmt nicht geschlafen. Mein Leben aewettet, daß ich nicht geschlafen hatte!

Ich sprang auf und mein erster Blick fiel auf die alte Holzuhr. Sie stand. 2 Uhr 17. Zwei — Uhr — — siebzehn!!

Ich schlug Alarm. Weckte das Hotelpersonal. Benachrichtigte die Polizei. Das Dienstauto war startfertig. Ich stieg mit ein. „Bei Kilometerstein 74 auf der Paß-Strafe!“ sprach ich bestimmt.

Wir rasten die Straße hoch. Beim Kilometerstein 74 fanden wir den zertrümmerten Wagen mit den beiden Leichen. Merkwürdige Erscheinung: durch den Anprall mußte die Antriebswelle gebrochen sein. Der 140pferdige Motor lief mit halbem Gas. Die Scheinwerfer brannten. Auf der zertrümmerten Borduhr las ich: 2 Uhr 17. — —

— Was ich noch sagen wollte: ich habe Bianca geliebt. Es ist weder Schande, noch Verrat, wenn ich es hier gestehe. Bei meiner Seele, sie war keine Dirne! Sie war gut, aber sie war ein Vulkan.

Ich habe sie getötet. Nun sie tot ist, bin ich viel ruhiger geworden. Niemand ist mehr, der sie mir nehmen kann.